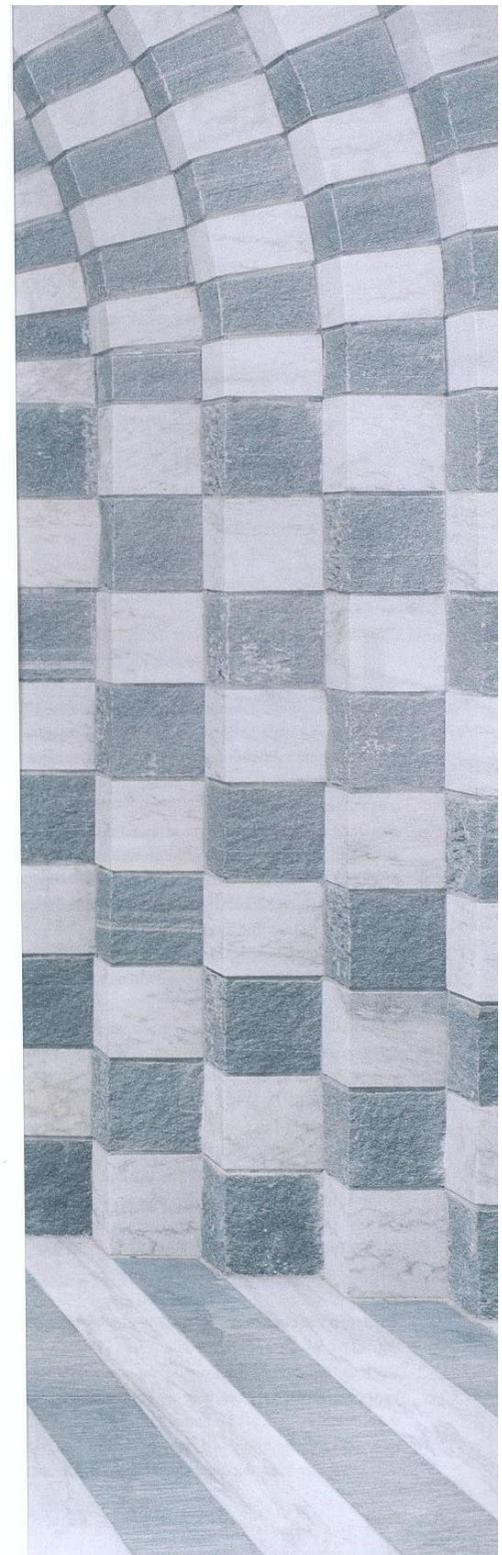
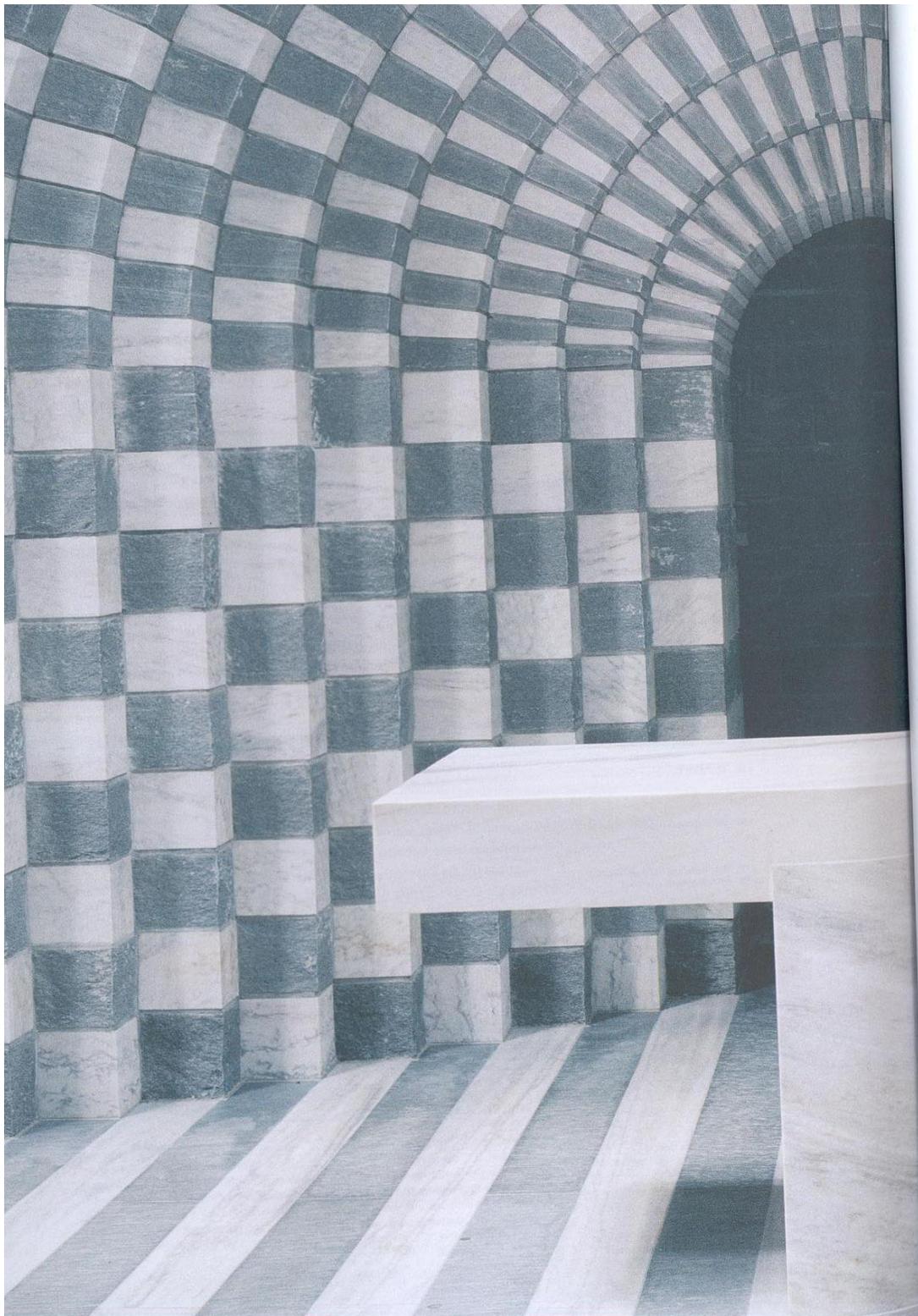


NOËMI LERCH

DIE LEGENDE
VON
SAN GIOVANNI
BATTISTA





Reisen, Entdecken, Unterwegs-sein in der Schweiz – das ist für Transhelvetica Programm. Unsere Autoren und Fotografen dokumentieren dabei Orte, nehmen die Fahrt nach verschütteten Spuren auf oder suchen Begegnungen mit Menschen und ihren Lebensgeschichten. Nun schlägt Transhelvetica ein neues Kapitel auf und bietet jungen Schweizer Schriftstellern eine Plattform. Ihre Spurensuche führt sie an reale Orte mittels nicht immer realen Geschichten. Lassen Sie sich von den literarischen Texten entführen und erleben Sie in Ihrem KOPFKINO einen Winkel der Schweiz, den Sie so noch nicht kannten.

Bei diesem, dem zweiten Auftritt lädt Sie Noëmi Lerch ins Maggiatal nach Mogno ein. In unserer ersten Literaturbeilage entführte Sie Daniel Mezger mit seinem Kopfkino nach Avenches. In den folgenden Literaturbeilagen erwarten Sie Texte von Patric Marino, Bettina Wohlfender, Regina Dürrig und Dorothée Elmiger.

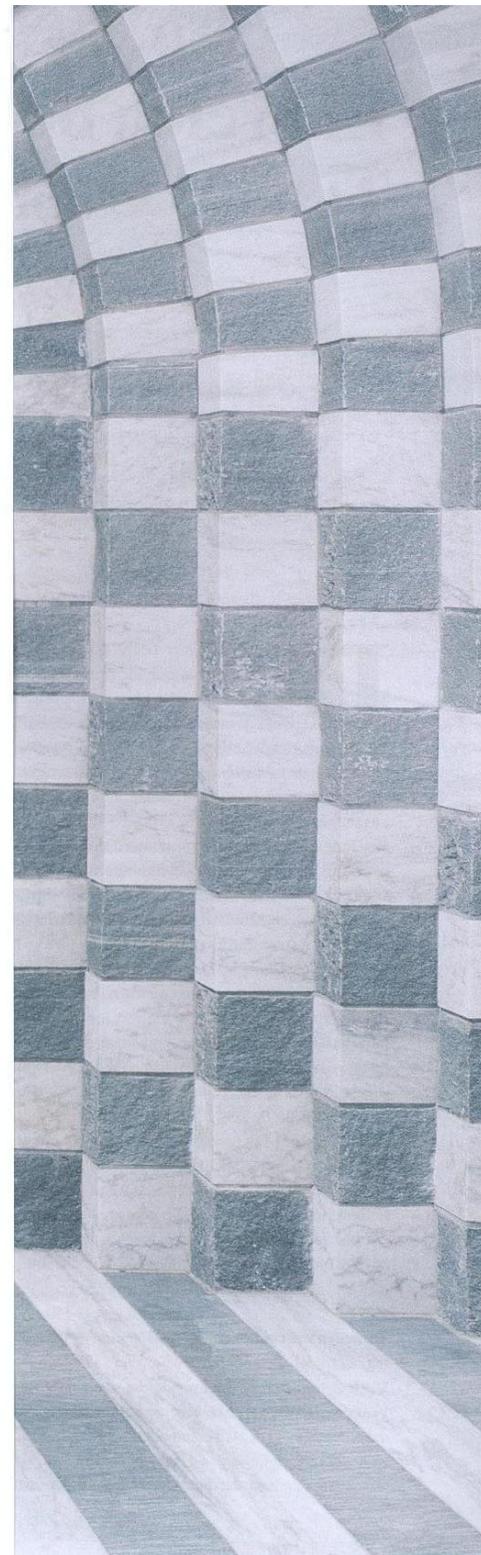
Herzlich willkommen im KOPFKINO!

NOËMI LERCH (*1987) studierte am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel und an der Universität Lausanne. Zusammen mit Eva Seck und Patric Marino gründete sie das Literaturbüro Olten. Ihr erstes Buch «Die Pürin» erscheint im Herbst 2015 beim Verlag Die Brotsuppe.

LITERATURBUERO.CH

«Die Kirche liegt zuhinterst im Tal. Im Winter hat es dort niemanden. Sie ist jetzt eingeschneit und wir können sie nicht ausgraben. Besser ihr kommt im Frühling. Dann könnt ihr auch picknicken und das Bergpanorama sehen: den Hügel des Schlafes und den Hügel des Hungers. Darüber die Spitzen und Brauen von Kron und Schlossberg, dahinter die Weissen vom Berg des Ofens und vom Berg der Glut. Im Frühling braucht ihr nur hierhin zu stehen, und das Tal legt sich euch zu Füssen. Im Winter könnt ihr bloss an die Füsse frieren.» Das erklärte mir der Mann von der Gemeinde am Telefon. Ich sagte: «Wir möchten trotzdem jetzt kommen, gleich morgen früh!» «Macht, wie ihr wollt», sagte der Mann. «Denkt aber daran: es ist kalt dort oben und die Kirche ist ein Kühlschrank.» Ich bedankte mich für den Hinweis, worauf er sich verabschiedete. Zuvor sagte er noch: «Mein Name ist Dazio. Wenn ihr Hilfe braucht, ruft mich an.»

Wir kannten die Kirche nur aus Büchern und vom Hörensagen. Sie war eine Legende, ehe sie fertig gebaut war. Bevor sie ganz im Schnee versinken würde, wollten wir sie noch besuchen. Wir fragten den Marronimann bei der Bahnstation nach San Giovanni. Er sah aus, als ob er mit der Geschichte des Tals vertraut sei, das sich gleich hinter seiner russigen Pfanne ins Gebirge grub. Der Marronimann sagte: «Um die Legende der Kirche von San Giovanni Battista zu verstehen, müsst ihr zurück ins Jahr 1636. Hier, greift zu.» Er öffnete den Deckel seiner Pfanne, und wir langten mutig hinein. Die nussige Frucht wärmte unsere klammen Finger. Wir gaben sie von der einen Hand in die andere, bis sie ausgekühlt war und wir sie aufbrechen konnten. Der Mann begann zu erzählen: «Im Herbst 1636 bauten die Mognolesi ihre erste Kirche. Sie gaben ihr eine weiss gekalkte Fassade, auf der sich eine Szene aus Battistas Leben mit den Schatten eines grossen Kastanienbaums verwob. Mein Grossvater behauptete immer, der Kastanienbaum sei noch hundert Jahre älter als die Kirche selbst. Früher habe er Früchte getragen, die so gross gewesen seien wie Zitronen. So weit, so gut. Zu ihrer Rechten hatte die Kirche ein stolzes Türmchen, worin später einmal zwei Glocken untergebracht werden sollten, und auf dem Dach des Türmchens ein heiliges Kreuz.» Der Marronimann öffnete erneut seine Pfanne und lud uns ein, zuzugreifen. Auch er langte hinein und zog eine völlig verkohlte Kastanie hervor, die er sich mitsamt Schale in den Mund steckte. Kauend erzählte er weiter: «Jedes Jahr feierten die Mognolesi ihrer Kirche und den Ahnen zu Ehren ein grosses Fest, wozu sie sich auf das Friedhofsmäuerchen setzten und den ganzen Nachmittag lang Wein tranken. Sie waren bekannt für ihre Maurerkunst. Noch heute heisst es, einen Mognolesi erkenne man daran, dass er selbst seine Ziege mit einem Trockenmäuerchen einzäune.» Der Marronimann öffnete wieder den Deckel und wendete die schon rauchenden Kugeln. «Als ich ein Kind war, gab es im Tessin nichts anderes als Marroni. Marroni, das war die Arbeit des ganzen Tages, man ass sie am Morgen, am Mittag, am Abend. Aus Hunger, aus Vergnügen, aus Langeweile. In den Ruhepausen



der stundenlangen Arbeit auf dem Feld. Und sonntags, während der Messe. Auch die Mognolesi hatten diese Tradition, ich weiss das von meinem Grossvater. Wegen der dicken Mauern war schon die erste Kirche ein Kühlschrank. So hat man sich zu Hause in der Küche die Manteltaschen mit Marroni gefüllt, um die heissen Früchte während der Messe unter Freunden weiterzureichen. Oder als eine Art heimliche Liebeserklärung zärtlich in die Hand der Banknachbarin zu legen.»

«Und dann kam die Lawine von 1986», fragten wir den gänzlich abgeschweiften Marronimann. «Ach so», sagte er, als hätte man ihn im Schlaf gestört. «Also. Als im Frühjahr 1986 die Lawine die Kirche der Mognolesi und einen Grossteil ihrer Häuser zerstörte, gab es viele Gerüchte. Hatten die Bauern den heiligen Battista verärgert, weil sie im Sommer ihre Milch und die Butter im Taufbecken der Kirche gelagert hatten? Waren die Jäger schuld, weil sie einst eine Bärin schossen, die zusammen mit ihren Jungen in der Kirche Schutz gesucht und aus dem mit Milch gefüllten Taufbecken getrunken hatte? Oder war der Pfarrer selber schuld, der aus lauter Unachtsamkeit ein Kind mit Milch getauft hatte? Jedenfalls sagten die Ältesten, darunter auch mein Grossvater, dass die zerstörte Kirche wieder aufgebaut werden müsse. Ein Architekt aus der Gegend sollte die Sache in die Hand nehmen. Zu Ehren der Mognolesi baute er eine neue Kirche mit einer Mauer, die so rund und dick war, wie es die Ältesten noch nie gesehen hatten. Von solch einer Kirche hatten sie aber auch nie geträumt, geschweige denn gesprochen. Am liebsten hätten sie die alte Kirche mit den alten Schatten, den alten Balken und all den Geschichten wieder gehabt, die sie in ihr nebst Milch und Butter über die Jahrhunderte eingelagert hatten.» Hier schwieg der Marronimann. Es begann zu schneien, und die Berge und das Tal verschwanden im Rauch der Marronipfanne.

«Die neue Kirche steht nun seit bald zwanzig Jahren wie eine Rakete in der Landschaft. Die Alten sind vom Erdboden verschluckt, dafür kommen im Sommer die Touristen», sagte der Buschauffeur, der uns Stunden später am Bahnhof einsteigen liess. Er trug eine Brille mit neongrünen Bügeln und schaute nur geradeaus. Man hätte gerne mehr über ihn erfahren, aber er trug kein Namensschild. Wir waren erleichtert, als er von sich aus weitererzählte, wobei er schnell zu weltlicheren Dingen kam. «Diese Touristen», sagte er, «immer wollen sie allein in ihren Blechbüchsen dort hinauf zur Kirche fahren und am Schluss noch schön gebräunt sein. Dabei fahre ich ja auch drei Mal am Tag hinauf und wieder herunter. Seit ich mich erinnern kann, mache ich das nun, im Winter wie im Sommer, dabei habe ich längst vergessen, wie alt ich bin. Aber mein Postauto ist noch immer dasselbe, nur der Bildschirm ist neu. Leider ist es kein Cabriolet. Dafür habe ich ein Radio und im Frühling mache ich immerhin den Deckel im Dach auf und lege eine Kassette ein.» Während er sprach, schaute er geradeaus, der Countdown auf dem Bildschirm lief, bis zu unserer Abfahrt waren es noch eine Minute und siebzehn Sekunden.

«Welche Kassetten stehen denn zur Auswahl», fragten wir. Der Buschauffeur schien uns nicht zuzuhören. An die Felsen gelehnt standen vereinzelte Steinhäuschen. Geduckt und halb verwildert starrten sie mit ihren leeren Augen. Was die Menschen einst dazu bewogen hatte, hierher zu kommen und hier zu leben? Waren sie schon längst wieder verschwunden und nur wir waren noch da? Irgendetwas war aber schon in diesem Tal zu Hause, das spürten wir. Wir sahen die vielen Bäume, den Schnee und die Häuschen. Nur weil nirgends ein Feuer brannte, wir aus keinem Kamin Rauch emporsteigen sahen, nur weil wir nicht benennen konnten, was uns fehlte und vielleicht gerade darum darin wohnte, wollten wir glauben, es sei ein einsames Tal. Ich schaute zum Buschauffeur. Der Countdown war längst abgelaufen, die Zahlen waren nun rot und wuchsen mit schwindelerregendem Tempo ins Unendliche. Ich fragte mich, ob der Buschauffeur schlief oder ob wir schliefen, wo das Tal und der Traum begonnen hatten, zu dem vielleicht auch schon der Marronimann gehörte. Der Chauffeur drehte das Radio an, man hörte ein lodernes E-Gitarren-Solo und im Hintergrund Glockengeläut. «Kennt ihr den Film HIGHLANDER?», fragte er. «Der gehört auch zum Jahr 1986, als die Lawine die Kirche mitnahm und einen Teil des Dorfes. Der Titelsong, PRINCES OF THE UNIVERSE, ist ein Meisterwerk, das muss man einfach kennen!» «Natürlich kennen wir das!», riefen wir beide voller Begeisterung und wie mit einer Stimme. Der Buschauffeur startete den Motor und fuhr los.

Die Strasse schlängelte sich bergwärts, bis der Wald sich lichtetete. Wir hielten an. Wieder schien der Buschauffeur in Gedanken versunken. Das Lied vom HIGHLANDER war zu Ende, aber wir wussten auch so, dass wir aussteigen mussten. Wir gingen in Richtung der Häuser, die in der Ebene vor uns aus dem Schnee auftauchten. Eine breite Schneise war durch das Dorf angelegt, jemand musste vor nicht allzu langer Zeit mit einem Schneefahrzeug die Strasse bis zur Kirche freigeräumt haben. Sonst waren alle Wege mit meterhohem Schnee bedeckt, die Läden der Häuser geschlossen, nirgends brannte ein Licht. Herr Dazio, schoss es mir durch den Kopf. Aber da standen wir schon vor der Kirche. Sie stach wahrhaftig aus dem Dorf heraus, steinern und unverletzlich, und der Schnee zu ihren Füessen stieg dem Rumpf empor aufwärts, wie eine zu Eis erstarrte Rauchwolke. Wir legten den Kopf in den Nacken und versuchten zu begreifen, wie diese Kirche zwischen Erde und Himmel stand und beides zu berühren schien.

Beim Eintreten erkannten wir den Architekten. Er sass auf der vordersten Bank, dick eingepackt in einen schwarzen Mantel, den Schal um den Hals geschwungen. Er wendete den Kopf in unsere Richtung und begrüusste uns freundlich: «Schön, dass ihr gekommen seid! Wollt ihr einen Schluck Tee? Ihr müsst müde sein von der weiten Reise.» Wir machten einige Schritte in seine Richtung. Etwas zerbrach unter unseren Schuhen, es hörte sich an wie leere Kastanienschalen. Der Architekt bückte sich zu einer Tasse, die auf dem Boden stand. Sie war angefroren und er musste

sie losbrechen. Ein Ton schwang sich wie ein Vogel durch die Kirche. Der Architekt zog eine Thermosflasche aus dem Mantel: «Mögt ihr Schwarztee? Mit viel Zucker und Rotwein, so tranken ihn die Alten, wenn sie auf den Feldern waren.» Dankbar nahmen wir die Tasse entgegen und setzten uns zu seiner linken und rechten Seite. Der Architekt griff in seine Tasche und reichte uns eine Handvoll heisser Kastanien.

Eine Weile assen und tranken wir schweigend. Etwas umfing uns, das grösser war als die Kirche selbst. Vielleicht war es die Stille, vielleicht war es das Tal, das hier drinnen mit seinem Licht und den Schatten Einzug gehalten hatte. «Es freut mich, dass ihr so hungrig seid», sagte der Architekt. «Man verliert heute so leicht die Freude am Essen. Ihr hättet die Leute sehen sollen, welche diese Steine aus den Gruben von Riveo und Peccia hierher gebracht und die Kirche gebaut haben. Sie assen auf einmal so viel Brot wie ich in einer Woche und dazu ein Stück Käse von der Grösse einer Faust. Es war ein Fest, ihnen beim Essen zuzuschauen, und ich benedete sie um ihren Hunger.»

Wir folgten dem Muster der Steine entlang der Wände. Hinter dem Taufbecken verengte sich der Raum zu einem Trichter. Durch das geometrische Farbenspiel wurde man hineingezogen. Ich kniff meine Augen zusammen, der Trichter begann sich zu drehen wie eine Schraube. Zuhinterst, im Dunkeln, konnte ich jetzt das Rauschen der Maggia hören. Der Architekt sagte: «Was ihr hört, ist die Schneeschmelze und wie das Wasser über die Himmelsleiter zum Boden zurückgeführt wird.» Er zeigte hinauf, wo zwei marmorne Bögen den Raum überspannten. Das Dach war aus Glas, und man konnte den Schnee sehen, der darauf ruhte. «Ich habe die Kirche offen gelassen, um die Sonne im Zenith einzufangen. Im Winter ist die Kirche dunkel, weil der Schnee nicht viel Licht durchlässt. Aber die Schatten auf dem Boden und an den Wänden kann man immer sehen. Sie nehmen das Muster der Steine auf und spielen es weiter.» Der Architekt bückte sich und griff nach der Tasse, die wir auf den Boden gestellt hatten. Sie war schon wieder angefroren in der Kälte, die aus dem Trichter kam, in den Steinen wohnte oder unter den Kirchenbänken lauerte. Jedenfalls war sie bissig, so dass wir noch näher zum Architekten hinrückten, der sich davon nicht stören liess. «Jeden Morgen, wenn ich aufstehe», sagte er, «weiss ich, dass mir etwas verloren geht. Ich höre es in den Nachrichten, wenn ich das Radio anmache. Ich sehe es im Fernsehen und lese es in den Zeitungen. Im Laufe des Tages und dank meiner Arbeit kann ich vielleicht etwas davon wieder vergessen. Den Morgen des 25. April 1986 aber werde ich niemals vergessen. Ich weiss, wie ich in der Küche stand und am Radio die Leute hörte, die die Lawine gesehen hatten. Sie war langsam den Berg herunter gerollt und hatte alles zerstört, was sie fand. Die Häuser, die Kastanienbäume und San Giovanni Battista. Ich stand in der Küche und versuchte zu begreifen, wie die Natur im Schrittempo eine Geschichte zerstören konnte, die Jahrhunderte gedauert hatte.

Später baten mich die Leute, den Ort zu besuchen. Ich fand das Röntgenbild des alten Dorfes. Wie Knochen standen die Grundrisse in der Landschaft, welche die Menschen einst der Wildnis abgetrotzt hatten. Obwohl kaum mehr als zehn Leute das ganze Jahr über im Dorf wohnten, bat man mich, die Kirche aufzubauen. Ich fragte: Warum nicht das Auto nehmen bis zur nächsten? Die Leute sagten: Wir wollen die Kirche hier aufbauen, weil hier eine Kirche gestanden hat. Ich verstand, dass sie ein Zeichen des Dorfes war. Man wollte es erhalten für die nächsten Generationen, aber auch für die Toten, die über Jahrhunderte hier gelebt hatten. Ich baute die neue Kirche auf die Achse der alten. Aber nicht in ihrer Form, sie sollte eine Schutzmauer sein gegen den Berg. Ich baute eine Kirche, die einer Lawine standhalten kann.»

In der Kälte sahen wir den Atem des Architekten und unseren eigenen. Wir waren beruhigt, als wir erfuhren, wie stark die Mauern waren, die uns umgaben. Doch die unheimlichen Schneemassen, die von aussen drückten, liessen sich nicht vergessen. Der Architekt griff wieder in seinen Mantel und sagte: «Die Kastanien sind von Giovan Luigi Dazio, einem alten Freund. Er hat sie mir mitgegeben, für euch, damit ihr hier drinnen nicht erfriert. Für ein richtiges Picknick müsst ihr im Frühling wiederkommen. Dann könnt ihr auch das Bergpanorama sehen: den Hügel des Schlafes und den Hügel des Hungers. Darüber die Spitzen und Braunen von Kron und Schlossberg. Dahinter die Weissen vom Berg des Ofens und vom Berg der Glut. Im Frühling braucht ihr nur hierhin zu stehen und das Tal legt sich euch zu Füssen.»

Wir verliessen die Kirche, bevor die Tasse erneut am Boden festgefroren war. Draussen konnte man das Rauschen der Schneeschmelze noch besser hören. Als hätten wir eine unbestimmte Zeit drinnen gesessen, und es musste nun bereits Frühling werden. Die Glocken läuteten. «Es sind dieselben Glocken wie in der alten Kirche, gegossen im Jahr 1746», sagte der Architekt. «Man hat sie zweihundert Meter unterhalb des Dorfes, im Lawinenkegel, wiedergefunden.»

Wir gingen den Weg durchs Dorf bis an sein Ende. Wir stiegen ins Postauto, der Chauffeur setzte seine Brille mit den neongrünen Bügeln auf und machte das Radio an. Der Countdown zählte irgendetwas, die Zahlen war längst so hoch, dass wir nicht sagen konnten, wo wir angekommen oder verloren gegangen waren. Als wir zum Bahnhof kamen, war es Abend. Hinter dem Stand erkannten wir den alten Mann. Er füllte unsere Taschen mit heissen Marroni: «Mein Grossvater pflegte zu sagen: Am Tisch zu essen gehört zur Kultur und zur Zivilisation. Aber sich ins Gras zu legen und aus der Hand zu essen, das ist noch immer wunderbar.»

KOPFKINO

PICKNICK IM VALLEMAGGIA

Mogno ist ein kleiner Weiler auf 1180m ü.M., ganz hinten im Maggiatal. Nach dem Lawinen-Unglück von 1986 erbaute der Tessiner Architekt Mario Botta die Johannes dem Täufer geweihte Kirche neu. Ein herausragendes Werk, das über die Landesgrenzen hinaus Bekanntheit genießt. Nur etwa 15 Personen passen in den elliptischen Bau, dessen Dach ganz aus Glas ist. Oberhalb Mognos liegt der Lago Mognola. Die Bergtour von Fusio aus führt vorbei an Wasserfällen, durch Wälder und über Alpweiden. Besonders eindrücklich sind die steinernen Aquädukte bei der Alpe Cana, die die Familie Lotti aus Fusio im 18. und 19. Jh. erbaute, um die zwei wasserlosen Alpen Cort Mezz und Cort du Sass zu versorgen.

VALLEMAGGIA.CH

BILD

RUBEN HOLLINGER, freier Fotograf in Bern

RUBENHOLLINGER.CH

UNTERSTÜTZT VON

BAUGARTEN STIFTUNG ZÜRICH

prhelvetia

